

Die Antastbarkeit von Leib und Seele

Prof.Dr.phil. Klaus E. Müller

Eröffnungsvortrag, 17. April 2006, im Rahmen der
56. Lindauer Psychotherapiewochen 2006 (www.Lptw.de)

Einmal fühlten Sie sich wirklich wohl. Wellness umfing Sie. Dann fiel ein Schatten auf Ihr Glück und betrübte Sie. Ein andermal litten Sie. Dann drang ein Strahl des Trostes in Ihr Herz und hellte Ihre Trübsal auf. Glücklicherweise verläuft unser Leben nicht nur in den Kontrasten eines Rembrandtschen *Schiaroscuro*. Aber die Stimmungen wechseln, und Licht und Schatten werden seit alters als Metaphern dafür verwandt.

In früheren Kulturen waren das nicht nur Bilder. Der tröstende Lichtstrahl entströmte vielleicht einem Blick, der eine liebevolle Berührung begleitete; mit dem Schatten übertrug sich, fluidal, eine unheilsträchtige Kraft, die schwärend wirkte. Fiel bei den Káfe im Hochland von Neuguinea zum Beispiel der Schatten eines Schwiegerv Verwandten auf den Topf, in dem gerade das Essen für die Familie garte, durften weder der Schwiegersohn noch seine Angehörigen mehr von der Speise kosten; sie galt als kontaminiert.¹ Gute wie ungute Empfindungen konnten ebenso heilen wie krankmachen. Eine Mutter, die ihrer Tochter grollte, weil sie das Haus verlassen hatte, mußte bei den Lovedu in Transvaal befürchten, sie um ihre Fruchtbarkeit zu bringen.² „Der böse Wille“, charakterisiert ein Beobachter die analogen Anschauungen zentralafrikanischer Ethnien, „ist so gut wie die böse Tat. Er wirkt wie die Sonnenstrahlen wärmen, wie die Winde kühlen, wie Blumen riechen [...] wie Gifte von Pflanzen und Tieren.“³

Derartige Vorstellungen erklären sich aus der „naiven“, präzientifischen Anthropologie. Generell wurde angenommen, daß sich der Mensch aus der vergänglichen Physis, der weniger vergänglichen Lebensseele und der leibunabhängigen und unvergänglichen Spiritual- oder Geistseele zusammensetzt. Die Lebensseele hielt die Funktionsfähigkeit des Organismus – Atmung, Blutkreislauf, Verdauung usw. – aufrecht; sie verlieh dem Körper die Vital- oder *Lebenskraft*. Leib und Lebensseele bildeten dabei einen engen, *unauflöslchen* Funktionsverbund; beide wären, getrennt voneinander, nicht überlebensfähig gewesen. Kennzeichnend für die Lebenskraft waren das Bewegungsvermögen, die Wärmeentfaltung und die Konsistenz des Körpers. Man glaubte sie daher besonders konzentriert im „kreisenden“ Blut und allen stärker durchbluteten Organen, wie Herz, Leber und Nieren, in den Extremitäten, also Händen, Füßen und Kopf, allen scheinbar *wärmeren* und bei stärkerer Bewegung *sekretabsondernden* Körperpartien, wie der Mund- und

¹ Faithorn 1975: 138.

² Krige & Krige 1947: 240.

³ Pechuël-Loesche 1907: 335.

den Achselhöhlen, den Kniekehlen, Fußsohlen, Handtellern und dem Genitalbereich, sowie ferner in allen *härteren und beständigeren* Bestandteilen der Physis, wie den Knochen, Zähnen, Haaren und Nägeln – in letzteren beiden nicht zuletzt auch, weil sie selbst beim Erwachsenen noch weiterwachsen. Noch Platon meinte daher, daß ebendiese Substanzen nahezu unsterblich seien und insofern *seelische* Qualitäten besäßen.

Bewegung löst Wärme, diese unter Umständen Sekretbildung aus. Daher galten auch *Ausscheidungen* als besonders vitalkrafthaltig. Doch hat man das in einem weiteren als dem uns geläufigen Sinn zu verstehen. Zu ihnen zählten nämlich, abgesehen von Kot, Urin und Menstrualblut, die man gleichsam als „Abfallprodukte“ und insofern als „unreine“ Substanzen begriff, neben Schweiß, dem durch Kauen verursachten Speichel, Tränen, als Folge einer „Gemütsbewegung“, Atem, Muttermilch und Sperma auch Nägel, Haare, Geruch, Empfindungen, die „Ausstrahlung“ eines Menschen, sein Schatten sowie Blicke und Worte. Kamen Ausscheidungen mit einem anderen in Kontakt, affizierten sie ihn.⁴

Doch mehr noch natürlich teilten sich die Körperausscheidungen eines Menschen allem mit, was in enger und längerfristiger Berührung mit ihm stand beziehungsweise gestanden hatte. Arbeitsgeräte, der Leibriemen, den man von Geburt an zeit seines Lebens unmittelbar auf der Haut trug, Trachtstücke, wie namentlich die Scham- und Fußbekleidung, Schlafmatten und Schmuck galten immer als hoch vitalkraftgetränkt. Handelte es sich bei ihren Besitzern um besonders wirkmächtige und erfolgreiche, das heißt in der Regel hochstehende Persönlichkeiten, gewannen sie rasch, teils noch zu deren Lebzeiten, mehr aber noch nach ihrem Tod, die Bedeutung unheilabwehrender Amulette, beziehungsweise glückbringender Talismane und heilkräftiger Reliquien.⁵ Andererseits konnten sie aber ebenso auch, wenn sie in die falschen Hände gerieten, zu schadensmagischen Einflußnahmen benutzt werden. Daher vernichtete man abgelegte Trachtstücke – nicht anders als Speisereste, die mit Speichel und Atem in Kontakt gekommen waren, oder geschnittene Nägel und Haare, die man heimlich irgendwo im Busch vergrub.⁶ Reliquien dagegen wurden, um sie vor dem Zugriff Unbefugter zu schützen, im Männerhaus oder einem Heiligtum aufbewahrt.

Die Lebensseele empfing der Mensch den in den Grundzügen weltweit übereinstimmenden Zeugungsvorstellungen nach in der Hauptsache über das Sperma, das, wie man allgemein glaubte, dem Mark der Wirbelsäule entstammte und aus dem sich dann alle konsistenteren Bestandteile des Körpers – also Knochen, Zähne, Nägel und Haare – bildeten. Die Geistseele dagegen wurde ihm später, etwa ab Beginn der fetalen Entwicklungsphase, das heißt wenn die ersten *Bewegungen* des Kindes einsetzen, zugeführt. Auch dafür war gewöhnlich der Vater verantwortlich, der sie entweder im Traum oder beim Passieren bestimmter Quellen, Tümpel, Höhlen, des Dorfteichs oder einzelstehender hoher Bäume in sich aufnahm, wo die zur Reinkarnation anstehenden Kinderseelen gewissermaßen aus dem Totenreich „antrieben“

⁴ Müller 1987: 173ff.

⁵ Müller 1987: 175f., 218f.

⁶ Müller 1987: 176. 1997: 132.

oder gleich Sporen „herüberwehten“. Beim nächsten Intimverkehr übertrug er sie dann auf seine Frau. Lokalisiert dachte man sie sich gemeinhin im Kopf, unmittelbar unter der „Naht“ der Hauptfontanelle. Sie verlieh dem Menschen das Bewußtsein, Erkenntnis- und Erinnerungsvermögen und galt als Zentrum der Gedanken- und Vorstellungsbildung, der Konzentrations-, Entscheidungs- und Willenskraft. Ihr kam die Steuerung und Kontrolle der *bewußten* Bewegungsabläufe zu.

Insgesamt gesehen, besaß der Mensch also eine breite Skala sowohl konstitutionell gegebener, allezeit wirksamer als auch gezielt *ad hoc* verfügbarer Möglichkeiten, *Einfluß auf andere zu nehmen*. Letztere fanden Verwendung in der konventionellen Interaktion sowie in *Magie* und Religion. Allerdings hing die Effizienz, mit der das geschah, von mindestens vier Voraussetzungen ab: dem *Ort* und der *Zeit*, die man wählte, dem *Zustand*, in dem man sich befand, und der *Distanz*, die jemanden von der Person trennte, die er zu beeinflussen suchte.

Zum ersten und zweiten. Eine gezielte Einflußnahme, sei es durch Berühren, Anschauen, Worte, Gebärden oder Gefühle, wirkt mehr oder weniger intensiv je nachdem, ob sie an irgendeinem Ort oder einer sakralen Stätte, ob zu einer beliebigen oder einer heiligen Zeit vorgenommen wird. Beispiele wären der Wunsch, daß ein Angehöriger genesen möge, den man stündlich in Blicken, Worten und Gesten oder durch ein Gebet im Ahnentempel bei Sonnenaufgang zum Ausdruck bringt, sowie eine Verwünschung, die man jemandem im Vorübergehen nachruft oder aber in formelhafter Weise um Mitternacht an einer Wegkreuzung ausspricht.

Zum dritten. Es macht einen Unterschied, ob der Einflußnehmende ein Kind, ein gesunder Erwachsener, ein hoher Würdenträger, ein Mann oder eine Frau, ein Bluts- oder Schwiegerverwandter, ein Kranker, ein Sterbender gar, ein Gruppenmitglied oder Fremder ist. Denn immer befindet sich seine Lebenskraft in einem anderen, mal kräftigeren, mal schwächeren, mal heilsamen oder unheilsamen Zustand. Der Fluch eines Kindes fruchtet nur wenig; der Segen eines auf dem Höhepunkt seiner Vitalkraftentfaltung stehenden Patriarchen dagegen viel. Priestern und Königen wurde häufig Heilkraft zugeschrieben, die sich schon durch die bloße Nähe, mehr noch durch ihre Berührung übertrug. Oft genügte, daß man den Saum ihres Kleides oder ihre Fußspitzen küßte. Ehefrauen entstammten aufgrund des weithin geltenden Exogamiegebots fremden Gruppen. Insofern besaßen sie gleich ihren Herkunftsverwandten universaler Anschauung nach eine andere, mit der eigenen *unverträgliche* Lebenskraft, die auf den Gatten und seine Angehörigen kontaminierend, „verunreinigend“, das heißt *schwächend* wirkte.⁷ Dem wurde durch die Heirat, die einem Adoptionsritual entspricht und sie zur Quasiverwandten machte, begegnet. Ihre Unheilsausstrahlung verflüchtigte sich zwar mit der Dauer der Bindung; doch blieb immer ein Rest, wider den man sich durch eine Reihe von Berührungs-, Blick- und Kontakttabus schützte. Entsprechend noch mehr galt das für vollends Fremde. Hier suchte man bei Begegnungen die drohende Gefährdung durch ausgedehnte Begrüßungsformalien und eine hochlaborierte Kontaktetikette zu entschärfen, bei längeren Aufenthalten durch die

⁷ Müller 1984: 101-125.

zeremonielle Aufnahme des Gastes, die wiederum auf eine rituelle Adoption hinauslief und ihn vor der Öffentlichkeit abschirmte.⁸ Bei Behinderten, Verwachsenen, Albinos und Asozialen, wie Einzelgängern und Junggesellen zum Beispiel, bei Schwerkranken, Aussätzigen und Sterbenden schien die Lebenskraft gewissermaßen „verkorkst“ zu sein beziehungsweise sich in Auflösung zu befinden.⁹ Sie war *verändert* oder auf dem Wege dahin, gewann gleichsam *Fremdqualität* und übte insofern ebenfalls einen „verunreinigenden“, *versehrenden* Einfluß auf ihre Umgebung aus. Gerade Verstorbene umgab, wie die Ngadju-Dajak in Borneo es ausdrückten, eine „Wolke aus Unreinheit“¹⁰; ihre Leichname strahlten nach Auffassung der Kusasi in Ghana einen hochtoxischen Ruch aus.¹¹ Man isolierte Kranke, Sterbende und Tote daher, gleich Gästen, vor der Außenwelt, damit möglichst wenige mit ihnen in Berührung gerieten oder auch umgekehrt sie selbst, in ihrem anfälligen, geschwächten Zustand, nicht Fremdeinflüssen ausgesetzt wurden.¹²

Zum vierten. Generell lassen sich in traditionellen ländlichen Kulturen drei Intensitätszonen der Affizierbarkeit durch Berühren unterscheiden: Einen *Kernbereich*, der das familiäre Zusammenleben umfaßte und in dem es am häufigsten zu *unmittelbaren*, physischen Kontakten kam und thermische wie olfaktorische Diffusionen, Empfindungen, Blicke und Worte nur sehr kurze Entfernungen zu überwinden hatten. Exemplarisch dafür war die etwa vier Jahre währende leibliche Engstbindung von Mutter und Kind; beide hatten nahezu ununterbrochen Hautkontakt. Nicht von ungefähr geht der Begriff „Kontakt“ auf lateinisch *contingere* beziehungsweise *tangere*, „berühren“, „anfassen“, zurück.

Ferner einen Bereich *mittlerer Ausdehnung*, der die ortsansässigen Blutsverwandten, die Nachbarn und bei kleineren Siedlungen auch die gesamte Dorfgemeinschaft umfaßte und identisch mit dem Kommunikations- und Wahrnehmungsradius der Lokalgruppe war. Worte und Zurufe blieben verständlich, Blicke und Gefühle noch spürbar. Es herrschte ein *mittelbarer* Berührungsaustausch. Das Verhalten aller folgte standardisierten, *korrespondierenden* Regeln, schloß die Interaktionen gleichsam dicht. Namentlich Verwandte verband eine Art *sympathetischer* Empfindungsgemeinschaft. Erkrankte einer, litten die anderen spürbar mit, Leid wie Freude sprangen funkengleich über, „steckten“ buchstäblich „an“.¹³ Fälle von – erwiesener – Telepathie stellten unter Familien- und Sippenangehörigen keine Besonderheit dar.¹⁴

Schließlich die dritte Zone möglicher Einflußnahmen betraf den *Fernbereich* jenseits der Siedlungsperipherie. Er war nur mehr mit den *Gedanken* erreichbar, als deren Medium und Trägerkraft allein die *Geistseele* galt. Die Berührung zielte hier auf nicht sichtbare oder abwesende Gruppenmitglieder und spirituelle Wesenheiten wie Ahnen, Geister und Götter ab. Handelte es sich

⁸ Müller 1996: 220f.

⁹ Müller 1987: 298ff.

¹⁰ Hertz 1960: 37f.

¹¹ Haaf 1967: 108.

¹² Müller 1987: 230ff. 1987a: 69f.

¹³ Müller 2002: 125f.

¹⁴ Müller 2004: 110-125.

um nahe Verwandte, trug noch die Telepathie – nach dem von James George Frazer (1854-1941) formulierten „*Law of Contact or Contagion*“, das dem bekannten „Einstein-Podolsky-Rosen-Paradoxon“, das heißt den „nichtlokalen Korrelationen“ in der Quantenphysik entspricht und besagt: „Dinge, die einmal in Berührung miteinander standen, bleiben verbunden und wirken auch weiterhin, selbst über größere Distanzen hinweg, aufeinander ein.“¹⁵ Hans-Joachim Heinz, einer der besten Kenner der Buschmänner in Südafrika, erfuhr beispielsweise noch in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts von einem Gewährsmann: „Eines Tages, als ich das Vieh nach Lobatse trieb, fühlte ich, daß meine Tochter erkrankt war. Als ich nach Hause kam, fand ich sie tatsächlich krank vor.“ In einem anderen Fall ging es um seinen Sohn. Der junge Mann befand sich auf der Jagd, als seinen Vater ganz plötzlich das Empfinden ankam, daß er in Gefahr sei und Hilfe brauche. Sofort brach er auf, folgte den Spuren seines Sohnes und traf ihn in der Tat verletzt und bewegungsunfähig an.¹⁶

Bei bewußten Akten derartiger Gedankenübertragungsprozesse bildeten die Antriebsimpulse Wunsch und Wille, während das Ziel mittels Konzentration und Vorstellung, gleichsam „mit Kimme und Korn“, anvisiert und fixiert wurde. Auch Goethe war dergleichen nicht fremd. „Ich habe“, *outete* er sich einmal Eckermann gegenüber, „in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam. ‚Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig‘, sagte sie, ‚ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher‘.“¹⁷ Der Dichterkönig war mit seiner Überzeugung nicht allein. Auch Paracelsus (1493-1541), der allerdings weniger romantische als martialische Möglichkeiten erwog, hielt es für durchaus denkbar, daß der „Geist ohne des Leibes Hilfe, durch inbrünstiges Wollen allein und ohne Schwert, einen andern stechen oder verwunden“ könne.¹⁸ Arthur Schopenhauer (1788-1860), Zeitgenosse Goethes und bekanntlich Verfechter einer strikt voluntaristischen Philosophie, äußerte sich gleichsinnig. Er sprach in dieser Hinsicht von der „Allmacht des Willens“.¹⁹ Sigmund Freud (1856-1939), der des Philosophen Thesen in seinen eigenen Untersuchungen bestätigt fand, zog die Bezeichnung „Allmacht der *Gedanken*“ vor.²⁰

Ergänzend zur Vorstellung konnten Worte und Gesten dem Intendierten Gestalt verleihen. Nach einer Überlieferung der Nez Percé im Nordwesten der USA gelang es einem ihrer Schamanen im 19. Jahrhundert, einen amerikanischen Kavallerieoffizier über eine große Entfernung hinweg aus dem Sattel zu werfen, indem er die Hand mit einem kleinen Röhrchen in seine Richtung stieß.²¹ In anderen Fällen konkretisierten ein Bild, Figuren oder deiktische Akte die Vorstellung. In der Antike schmolz man zum Beispiel Wachs, um das Herz der erfolglos Begehrten zum Schmelzen zu bringen.²²

¹⁵ Frazer 1963: 52. Vgl. Müller 2004: 124.

¹⁶ Heinz 1975: 24.

¹⁷ Eckermann o.J.: 143f.

¹⁸ Nach Seligmann 1922: 462f.

¹⁹ Schopenhauer o. J.: 335f.

²⁰ Freud 1974: 364-386. Vgl. Werner 1933: 358f.

²¹ Walker 1967: 74.

²² Frazer 1963: 77.

Weltweit suchte man andere, die man um ihr Liebesvermögen bringen wollte, durch das Verschließen von Öffnungen oder das Verknoten von Schnüren, das sogenannte „Nestelknüpfen“, impotent beziehungsweise konzeptionsunfähig zu machen. Im Mittelalter stand noch die Todesstrafe durch Enthaupten darauf.²³ Als probat galt weiterhin auch, mimetisch an Abbildern, den *Defixionspuppen*, vorzunehmen, was man anderen ansann. Noch Paracelsus schwor auf die Praxis: „Wenn einer eine Figur macht gleich einem Menschen und diese an eine Wand malt, so wisset, daß alle Stiche, Schläge und Streiche, die das Bild treffen, auf den fallen, für den sie bestimmt sind.“²⁴ Absicht und Wille trugen die Intention, einem Projektil gleich, ins Ziel. Der böse Wunsch, waren zum Beispiel die Paiute in Nevada der Auffassung, „reise“ mit dem Gedanken, dringe mit ihm in den Leib des Opfers ein und vollbringe dort sein Zerstörungswerk.²⁵

In allen Fällen hatte die Berührung anderer mit *Magie* zu tun. Das Auflegen der Hand, Blicke, Worte, Gesten der Zuwendung wurden als *Kraftübertragung* begriffen, oft auch deutlich gespürt. Im Kernbereich des familiären Zusammenlebens berührte man einander, bewußt jedenfalls, in der Hauptsache nur, um sich Gutes zu tun. Stand eine Niederkunft bevor, zog sich die werdende Mutter in einen Verschlag im Haus oder eine eigens dafür bestimmte Hütte zurück. Dort hatte dann für die nächsten Wochen höchstens noch ihre eigene Mutter, manchmal auch eine Schwester, Zutritt. Das geschah auch, um den Vorgang vor Unheilseinflüssen abzuschirmen. Doch mindestens ebenso stark war die Intention, daß der Säugling nach der Geburt noch eng mit dem Mutterleib in Verbindung blieb und nichts die Verbundenheit störte. Die Lebenskraft der Mutter umfing und stärkte ihn während dieser ersten kritischen Phase. Auch danach bis etwa zum vierten Lebensjahr behielt sie das Kind nahe bei sich; nachts schlief es, dicht an ihren Körper geschmiegt, tagsüber lag es auf ihrem Schoß, spielte in ihrer unmittelbaren Umgebung oder begleitete sie, in einer Tragschleife auf der Hüfte oder dem Rücken sitzend, buchstäblich überallhin. Auch gestillt wurde es gewöhnlich bis zu dieser Zeit, nicht selten noch länger.

Nach der Pubertät waren Berührungen und Zärtlichkeiten nur mehr unter Angehörigen des eigenen Geschlechtes statthaft. Dem kam entgegen, daß Männer und Frauen ohnehin räumlich gesondert lebten: erstere in der rechten, letztere in der linken Hälfte der Hütte. Vor allem aber hatten die Gatten Körperkontakte – aus den schon genannten Gründen – zu meiden, bis auf die eine unvermeidliche Ausnahme natürlich. Doch das geschah im dunkeln und erforderte bezeichnendermaßen anschließend eine gründliche *Reinigung*. Unter Männern pflegten in der Regel nur die jüngeren sich mit der Hand zu berühren, zu umarmen oder dicht beieinander zu sitzen, da die älteren aus Respektgründen Anspruch auf eine gewisse Distanzierung besaßen. Überwiegend galt die *patrilineare* Abstammungsordnung, und das hieß eben: die Männer der Familie waren Blutsverwandte, ihre Lebenskräfte waren vom gleichen Schlag, also miteinander *verträglich*. Berührungen konnten nur stärkend wirken.

²³ Seligmann 1922: 341. Nemeč 1976: 91.

²⁴ Paracelsus 1926: 52.

²⁵ Whiting 1977: 212b.

Insofern standen Verwandte auch in anderen kritischen Fällen einander bei. Kranke, Sterbende und Hinterbliebene wurden zwar ihres Zustands wegen wieder in einem Winkel des Hauses oder in einer dafür vorgesehenen Hütte *separiert*²⁶, niemals jedoch allein gelassen. Immer saßen mehrere Angehörige bei ihnen, legten ihnen tröstend die Hand auf Kopf oder Arme, sprachen zu ihnen oder schwiegen auch einfach, oft eine längere Zeit lang, um ihre Teilnahme und Lebenskraft auf sie überströmen zu lassen.²⁷ Ging es zu Ende, legten sich die Angehörigen oft auch, wie Josef Franz Thiel das bei den Yansi am Unterlauf des Kwilu im westlichen Kongoraum beobachtete, auf den Sterbenden und umfaßten ihn, „damit er“, wie Thiel kommentiert, „ja nicht allein sei im Sterben“.²⁸

Bezeichnend ist auch, daß die Regel Trauernden vorschrieb, nur befristet zu weinen. Man befürchtete, daß die Tränen, ein Ausguß der Lebenskraft, die Totenseele berühren und es ihr schwermachen würden, sich von den Ihren zu lösen und den Weg ins Ahnenreich anzutreten. Erzählungen überall auf der Welt berichten davon, daß der Abgeschiedene in derartigen Fällen umkehrte und den Trauernden mit sich ins Grab zog.²⁹ Besonders ernst damit sollten es immer Mütter ihren verstorbenen Kindern gegenüber nehmen. Die Sorge lebt auch bei uns noch in den Märchen *Das Totenhemdchen* der Brüder Grimm (Nr. 109) und *Das Tränenkrüglein* bei Bechstein fort.³⁰

Auf der anderen Seite nahmen es Anteilnehmende auf sich, von dem toxischen Hauch der in Auflösung begriffenen Lebensseele Schwerkranker und Sterbender ständig angerührt zu werden. Bei den Xhosa in Südafrika glaubte man, daß ein Witwer acht, eine Witwe vierzehn Tage lang nach dem Tod des Gatten im Zustand dieser nicht ungefährlichen Bedünstung verblieben.³¹ Daher die umfänglichen Reinigungsmaßnahmen, die man nach der Genesung beziehungsweise dem Ableben eines Angehörigen vornahm. Besonders gefürchtet war der „*gebrochene*“ Blick des Toten, weshalb man ihm auch die Augen schloß. Nicht selten herrschte die Auffassung, daß er eine *tötende* Wirkung besitze.³²

Stand es nicht ganz so schlimm, suchten die Angehörigen kraft ihrer eigenen Seelenstärke der des Kranken wieder aufzuhelfen – durch ihr Dasein, durch Zusprache, liebevolle Blicke und Handauflegen. Abgesehen von den üblichen Medizinen, von stärkender Kost, Kräutersäften usw., konnte dabei zusätzlich hilfreich sein, den Leidenden mit *Schweiß* oder *Speichel* zu bestreichen.³³ Auch Jesus heilte Blinde, indem er ihnen auf die Augen spuckte und dann die Hand darauf legte³⁴ oder auf den Boden spie, seinen Speichel mit dem Staub zu einer teigigen Masse verknetete und diese dem Patienten auf die Augen

²⁶ Müller 1997: 68.

²⁷ Vgl. Müller 2001: 79.

²⁸ Thiel 2001: 211.

²⁹ Vgl. z. B. Whiting 1977: 213a. Röhrich 1980: 178.

³⁰ Bechstein 1974: 138f.

³¹ Mörner 1924: 104.

³² Scherke 1923: 13f.

³³ Vgl. z. B. Schlee 1979: 243.

³⁴ Markus 8: 23-25.

drückte.³⁵ Unfruchtbare ließ man, um sie von ihrer Insuffizienz zu heilen, von schwangeren oder kinderreichen Frauen *überschatten*.³⁶

Als eine Art Prophylaxe läßt sich der *Segen* begreifen. Er wirkte am nachhaltigsten, wenn ihn ein *Ältester* der Familie erteilte, der sich noch im Vollbesitz seiner Vitalkraft befand.³⁷ Auch dabei spielten das Handauflegen auf Kopf oder Schultern, das gesprochene Wort und der Blick geradewegs in die Augen des anderen die entscheidende Rolle – und zusätzlich wieder oft auch der Speichel: Der Patriarch spie dem zu Segnenden in die Hände und das Gesicht³⁸ oder verstrich seinen Speichel, während er die Segensworte sprach, über seinem Kopf.³⁹

Lebenskraft ließ sich indessen auch auf stoffliche Substanzen übertragen, ohne daß sie dort mit der Zeit gewissermaßen „verdampfte“. Denn diesen wurde ebenfalls Kraft zugeschrieben, allerdings, da ihnen die Spiritualeseele fehlte, mehr im Sinne potentieller Energie, und zwar wechselnd mal in geringerem, mal in höherem Maß, je nach den *Eigenschaften* der Stoffe. Hartes Gestein besaß davon mehr als Staub, fließendes Wasser mehr als stehendes. Infolgedessen fand, wenn Menschen materielle Substanzen berührten, eine quasi osmotische Durchdringung ihrer Kräfte statt, die je nach Verträglichkeit stärkend oder schwächend wirkte. Jedes Volk hatte eine eigene Bezeichnung für diese Art universaler Naturkraft; bekannter wurde der melanesisch-polynesischer Begriff *Mana*.

Man nutzte die Beziehung ebenso zu Heil- und Schadens- wie zu Fertigungszwecken. Bei „jedem vom Menschen hergestellten Objekt“, belehrte Ogotemmêli, der berühmte blinde Seher der Dogon in Mali, den französischen Ethnologen Marcel Griaule, „geht ein wenig von seiner Lebenskraft in das Werk seiner Hände über“. ⁴⁰ Die Anschauung war allgemein. Entsprechend äußerten etwa auch die Jibaro in Ekuador die „feste Überzeugung, daß zwischen einem Menschen und dem, was er tut oder getan hat, eine derart unmittelbare Beziehung besteht, daß etwas von seiner Persönlichkeit, seiner Seele, seinen Wesenqualitäten [...] konkret auf den Gegenstand oder das Ergebnis seiner Tätigkeit übergeht“. ⁴¹ Entsprechend gehörte jemandem auch, was er mit dem *Schweiß seiner Hände* hergestellt, gejagt, gesammelt oder angebaut hatte. Es war ein *Teil von ihm* geworden, weil es von seiner Lebenskraft enthielt. Das galt um so mehr für Dinge, die täglich benutzt, das heißt immer wieder mit ihrem Schöpfer in Berührung kamen – also, wie teils schon erwähnt, vor allem für Kleidungsstücke, Schlafmatten, Kopfbänke und Eßgeschirre, aber auch alle sonstigen persönlichen Gebrauchsgegenstände. Waren ihre Besitzer außergewöhnliche Persönlichkeiten – große Heiler, Oberhäupter oder Krieger – gewesen, bewahrte man sie, oft mit dem Schädel und bestimmten ihrer Knochen zusammen, im Männerhaus auf. Sie gewannen *Reliquiencharakter*,

³⁵ Johannes 9:6-7.

³⁶ Müller 1987: 174, 219.

³⁷ Müller 1987: 97, 176.

³⁸ Müller 1987: 177. Vgl. z. B. Schlee 1979: 336. Behrend 1987: 50.

³⁹ Vgl. z. B. Thiel 2001: 211.

⁴⁰ Griaule 1948: 241.

⁴¹ Zusammenge stellt aus Karsten 1923: 12, und 1935: 142.

das heißt bildeten einen immerwährenden *Kraftquell*, dessen Ausstrahlung, mehr noch Berührung, stärkend und heilsam wirkte.

Zwischen der familiären Privat- und der dörflichen Öffentlichkeitosphäre herrschten, schon aufgrund der steten Bewegungen hin und her, fließende Übergänge, doch differenzierten und dehnten sich die Kontakte mit jedem Schritt nach draußen mehr. Unmittelbare Berührungen wurden seltener. Zudem unterlagen sie einer strengeren Etikette, der die Funktion zukam sicherzustellen, daß die gehörigen, *einflußdämpfenden* Distanzen zwischen den Geschlechtern, Verwandten und Nichtverwandten, Jüngeren und Älteren und den Angehörigen der verschiedenen Statusgruppen gewahrt blieben. Entsprechend hatte die Kraftdiffusion oder „Ausstrahlung“ größere Entfernungen zu überwinden und bedurfte daher, um wirksam zu sein, entweder starker Emotionen oder geeigneter Medien, ganz gleich, ob der Antriebsimpuls guter oder unguter Art war.

Probate Träger der Kraftübertragung über mittlere Distanzen bildeten Blicke und Worte. Erstere wurden etwa als „durchdringend“, „bezwingend“, „einschüchternd“ oder „bezaubernd“ empfunden. Weltweit faßte man sie im Sinne feinstofflicher, quasi ätherischer Lichtstrahlen auf, die, gleich jeder anderen Ausscheidung auch, Vitalkraft enthielten, die nicht nur ins Auge des Angeblickten drang, sondern sich stets auch ein wenig der Atmosphäre rings um die Achse der Strahlbahn mitteilte. Die schon genannten Jibaro begriffen sie noch konkreter als kleine unsichtbare Pfeile⁴², während die Selknam auf Feuerland – freilich nur bei Schamanen – in ihnen ein ebenfalls unsichtbares Doppel des Auges sahen, das sich, wie von einem elastischen, gummiartigen Strang getragen, geradlinig auf das Ziel zubewegt, um nach getaner Wirkung wieder zum Ausgangspunkt gleichsam „zurückzuzschnellen“. Die Dehnungskapazität entsprach dabei der Willenskraft des Schamanen.⁴³

Trieben ungute Absichten den Augenstrahl an, war äußerste Vorsicht geboten. Man konnte wegschauen oder die Lider senken; besser noch, man wich dem Betreffenden ganz aus. Denn mit dem „Bösen Blick“ traten aus den Augen, wie man auch in Europa von der Antike bis in die Neuzeit hinein der Überzeugung war, giftige „Ausdünstungen“ aus, die sich ausdehnten und mithin auch Umstehende erfassen konnten. Die Strahlkraft von Leuten, warnte noch Thomas von Aquin (1225-1274) in der *Summa theologica* (I 117, 3) seine Zeitgenossen, mit derartigen „sengenden Augen“ (*oculos urentes*) beeinflusse „bis auf eine bestimmte Strecke den gesamten benachbarten Luftraum; und auf diese Weise ziehen sich Spiegel, wenn sie neu und rein sind, eine gewisse Trübung zu [...] wenn also eine Seele sich heftig zur Bosheit hinreißen läßt, wie es vor allem bei alten Frauen vorkommt, so wird dadurch der Blick auf die eben besagte Weise giftig und schädlich (*venenosus et noxius*)“.

Worte sind das das wichtigste Verständigungsmittel der Kommunikation. Auch sie wurden, wie schon gesagt, als vitalkrafthaltige Ausscheidungen begriffen. Konzipiert im Kopf, getrieben und getönt vom Empfinden, mit Speichel versetzt

⁴² Karsten 1935: 409f.

⁴³ Gusinde 1931: 751.

und vom Atem getragen, bewegten sie sich wieder gleich Pfeilen ins Ziel.⁴⁴ Sie konnten trösten, beglücken und Mut machen, aber auch demütigen, kränken und feindselige Gefühle schüren. Insofern schrieb man ihnen, wie Blicken, eine Art *substantieller* Einflußkraft zu. Zum Beispiel lassen sich, wie noch Zigeuner des nordöstlichen Balkanraumes glauben, mit Haßtiraden die Töpfe einer Rivalin beschmutzen, ja derart unbrauchbar machen, daß sich die Betroffene genötigt sehen kann, ihr gesamtes Geschirr zu erneuern.⁴⁵ Worte können nicht nur, wie auch Kinder meinen⁴⁶, konkrete Veränderungen bewirken, sondern im Bedarfsfall auch ganze Naturprozesse in Gang setzen. Litten die Selknam allzusehr unter anhaltendem schweren Schneefall, rezitierten sie immer wieder und mit konzentrierter Eindringlichkeit Formeln wie: „Bald wird der Regen den Schnee vertreiben“; „nun wird der Schnee dem Regen weichen“; „jetzt muß der Regen kommen.“⁴⁷ Daher war auch Gott, der Zauberer *par excellence*, imstande, die Welt allein kraft seines Wortes zu erschaffen.

Einen Spezialfall der üblen Art verbaler Magie bildeten in vielen Kulturen Schmähungen, Verwünschungen und vor allem der Fluch, der die nachhaltigste, unter Umständen eine tödliche Wirkung besaß. Als Beispiel greife ich die *Satire* heraus, die durchaus auch in prämodernen Kulturen schon weit verbreitet war. Bei Kelten wie Arabern pflegten Poeten vor Beginn einer Schlacht den Gegner lauthals zu verhöhnen. Ihre Verse wurden wie von „Flügeln“ noch über die Köpfe des Heeres hinweg bis ins Lager getragen, wo sie, wie es in alten arabischen Texten heißt, überall haften blieben, „brennend, wie ein mit Kohle verursachtes Brandmal“.⁴⁸ Im alten Irland sollen die Priester die Kraft gehabt haben, selbst Ratten zu Tode zu reimen und Äcker mit Unfruchtbarkeit zu schlagen. Eine Satire des Dichters Néde führte dazu, daß der König, gegen den sie gerichtet war, den Geist aufgab. Der berühmte Laidcenn „verspottete und schmähte“ laut Überlieferung „die Leute von Leinster, bis bei ihnen weder Gras noch Korn wuchs, nicht ein einziges Blatt, bis zum Ende des Jahres“. Auch die Hellenen zierten sich nicht, derartige Mittel einzusetzen. Eine besondere Meisterschaft darin wird dem Dichter Archilochos von Paros (7. Jh. v. Chr.) zugeschrieben. Er war der Tochter des Königs Lykambes versprochen, der indes die Leichtsinnigkeit beging, die Verlobung wieder zu lösen. Erzürnt griff der Dichter zur Lyra und trug fortan Jahr für Jahr zum Demeter-Fest derart giftige Jamben wider den Herrscher und seine Familie vor, daß Vater und Tochter sich schließlich erhängten.⁴⁹

Könige, die den Unmut der Dichter auf sich zogen, scheinen nicht eben dem Ideal alter Herrscher entsprochen zu haben. Danach nämlich sollte es sich schon bei Familien- und Sippenältesten, erst recht aber Ethnarchen und Königen um starke Persönlichkeiten handeln, die edel, hilfreich und gut, eben wahre „Hirten“ des Volkes waren und vor allem, dank ihres Alters und Standes, ein Höchstmaß an Lebenskraft besaßen. Darum war der Umgang mit ihnen auch einer strengen Etikette unterworfen. Jüngere, Frauen und Tiefergestellte sollten ihnen nicht allzu nahe kommen; ihre Ausstrahlung und ihr Blick hätten

⁴⁴ Izutsu 1956: 27, 31f.

⁴⁵ Marushiakova et al. 2005: 34f.

⁴⁶ Piaget 1980: 115.

⁴⁷ Gusinde 1931: 684f.

⁴⁸ Goldziher 1971: 46. Vgl. Diodor V 29 (Kelten).

⁴⁹ Ellicott 1963: 314ff.

sie lähmen, im Extremfall töten können. In Europa schrieb man eine derartige Strahlkraft unter anderen Ludwig XIV. (1638-1715), Wilhelm II. (1848-1921) und den Päpsten Pius IX. (1846-1878) und seinem Nachfolger Leo XIII. (1878-1903) zu.⁵⁰

Wohldosiert und rituell kontrolliert konnte die Kraft jedoch Wunder wirken, namentlich wenn sie durch *unmittelbare Berührung* übertragen wurde. Nicht nur in alten, abgelegenen Dorfgesellschaften und traditionellen Sakralkönigtümern, auch bei Germanen und Römern, im Mittelalter wie noch in der Neuzeit setzten Könige und Kaiser ihre Kraft fast schon routinemäßig zu *Heilzwecken* ein, indem sie den Kranken die Hand auflegten oder geschädigte Körperpartien mit dem Finger berührten.⁵¹ Noch Arthur Schopenhauer berichtet von einem ihm persönlich bekannten Gutsherrn in Preußen, „dessen Bauern von alters her gewohnt waren, daß ihre Fieberanfalle durch Besprechen des gnädigen Herrn vertrieben wurden: obgleich er nun von der Unmöglichkeit aller Dinge dieser Art sich überzeugt hielt, that er, aus Gutmütigkeit, nach herkömmlicher Weise, den Bauern ihren Willen, und oft mit günstigem Erfolg“.⁵²

Ein wenig davon scheint noch bestimmten renommierten Medizinern geblieben zu sein. Ihre Heilkraft teilt sich, wie man hören und lesen kann, dem Patienten oft schon vermöge ihrer bloßen Gegenwart mit, verstärkt durch das Amtsgewand, eine gewisse hoheitliche Haltung und die Suite, die geordnet hinter und neben ihnen Aufstellung nimmt; doch mehr noch durch den Blick und die Worte, die sie zum Kranken sprechen – ganz zu schweigen auch von der ruhig herabgelassenen Hand, die sich auf seine Schulter senkt und dort einen Augenblick lang ruhend verweilt.⁵³ Manche Ärzte erzielen durch die wohlinszenierte, eigentlich *ritualisierte* Art ihres Auftretens größere Erfolge als andere, die sich weniger sicher geben, auch schon mal einen Zweifel äußern und in die Umgangssprache übergehen. Jene ersteren nämlich, die sogenannten „*Powerful Placebo Personalities*“, legen zwar eine gewisse, gleichsam anstaltsväterliche Fürsorglichkeit an den Tag, bleiben dabei aber, wie Untersuchungen ergaben, selbstbewußt und strahlen eine unantastbare, kraftvolle Autorität aus. Bei ihnen kann ein Aspirin schon innerhalb weniger Minuten – sehr viel früher also, als die pharmakodynamische Wirkung tatsächlich einsetzt – selbst stärkste Kopfschmerzen beheben.⁵⁴

Fern dem Krankenbett erreicht man einen leidenden Angehörigen nur mehr mit seinen *Gedanken* – alter Vorstellung nach über das Medium der Geistseele. Während telepathische Impulse eher spontan erfolgen, läßt sich die gedankliche Kommunikation, gewissermaßen die bewußte Form der Telepathie, lenken. Davon machte man früher vor allem in kritischen Situationen Gebrauch, wenn sich die Männer etwa auf der Jagd, beim Hochseefischfang oder auf dem Kriegspfad befanden. Neben der geistigen Konzentration bediente man sich dabei ergänzend, um die Gedanken auch sicher ins Ziel zu leiten, analoger, beziehungsweise *korrespondierender* Verhaltensweisen. Bei

⁵⁰ Seligmann 1922: 134f. Müller 1971: 77.

⁵¹ Vgl. Roscoe 1923: 94. Beattie 1965: 215. Schmidt 1965: 81. Stemplinger 1919: 67. Maple 1971: 111.

⁵² Schopenhauer o. J.: 339.

⁵³ Vgl. Allwohn 1959: 29. Jores 1959: 136f. Kretschmer 1966: 408.

⁵⁴ Schindel 1967: 892ff. Vgl. Brown 1998: 68ff.

den Lhota Naga in Assam pflegten die Frauen, deren Gatten weitab dem Weidwerk nachgingen, nicht zu weben, damit sich ihre Männer nicht in einer Schlingpflanze verfangen und einem Raubtier zum Opfer fielen.⁵⁵ Bei den Altaiern in Südsibirien durfte während der Jagd im Lager weder gespielt noch gelacht werden.⁵⁶ Besonders streng hatten sich die Frauen in derartigen Fällen auch an das eheliche Treuegebot zu halten. Brachen sie es, riß gleichsam die Verbindung zwischen den Gatten und drohte den Männern ein tödlicher Unfall. Ein sambischer Bergmann kam so als einziger von Fünfen bei einem Steinschlag zu Tode, obwohl er Schutzhelm und Sicherheitskette trug. Die letztere indes wurde von einem Gesteinsbrocken glatt durchschlagen, so daß er in einen Schacht abstürzte. Seine Begleiter zweifelten keinen Augenblick, daß ihn zu ebender Zeit seine Frau über Tage betrogen hatte.⁵⁷

Verlässliche Treue, Zuneigung, liebevolle Berührungen, Blicke und Worte sind jedermann angenehm. Doch lehrt die Erfahrung, daß es daran oft schmerzlich gebricht. Traditioneller Vorstellung nach waren die Gründe dafür vor allem:

1. *Ungute Empfindungen*. Insbesondere Mißgunst und Neid galten als eine Art Urkraft allen Übels. Sie konnten den, wider den sie sich richteten, in jeder nur erdenklichen Weise schädigen, krankmachen, selbst töten.

2. *Die üble Nachrede*, „böse Zunge“ oder *mauvaise langue*, wie man in Frankreich sagt, sei es offen in Schmähungen und Verunglimpfungen oder hinter dem Rücken der Opfer geäußert, die sich dann gleichsam, wie die Nyakyusa in Tansania sagen, „abgekühlt“ fühlten „durch den kalten Atem des Raunens“⁵⁸ und entsprechend „Verkühlungen“, wenn nicht Schlimmeres, erlitten.

3. *Der Böse Blick*, der ebenso krank, unfruchtbar oder blind wie Speisen ungenießbar und Ernten zunichte machen konnte, ja Bäume verdorren und Steinsäulen zerspringen ließ.⁵⁹

4. *Die Ausstrahlung organischer Zersetzungsprozesse*. Dazu wurde auch die Menstruation gezählt. Die toxischen Ausdünstungen gingen hier sowohl vom ausgeschiedenen Blut wie vom Atem der Frauen aus. Männer, die in ihren Emanationsradius gerieten, liefen universaler Anschauung nach Gefahr, ihre Potenz, das Augenlicht, die Gesundheit, ja unter Umständen das Leben einzubüßen.⁶⁰ Auch Kranke, Sieche und Sterbende strahlten, wie schon gesagt, eine zerstörerische Kraft ab, die, wie ein französischer Autor noch Ende des 18. Jahrhunderts schreibt, „an ihren Kleidern, ihren Möbeln und den Wänden ihrer Zimmer haften bleibt; sie ist drückend, schwer, weniger beweglich oder elastisch als die gemeine Luft, und sie setzt sich für lange Zeit in den Ecken und Winkeln der Wohnungen fest“.⁶¹ Auch das entspricht universaler Anschauung. Mir selbst berichtete eine Dame, die ihren Lebensabend in einem Seniorenheim bei Frankfurt am Main verbrachte, von einer Mitbewohnerin, die

⁵⁵ Mills 1922: 40.

⁵⁶ Tradicionnoe mirovozzrenie 1989: 201.

⁵⁷ Clausen 1969: 141.

⁵⁸ Mair 1969: 14f.

⁵⁹ Seligmann 1922: 63ff., 130, 365ff.

⁶⁰ Müller 1984: 108ff.

⁶¹ Corbin 1984: 68.

sich gerne vom Mittagstisch etwas Obst oder Kuchen mit auf ihr Zimmer nahm, sich dazu aber lieber der Mühe unterzog, das Treppenhaus zu benutzen und mehrere Stockwerke hochzusteigen, als den Aufzug zu nehmen, da dieser „voll des Atems alter Menschen“ sei, der die Nahrungsmittel „vergiften“ könne. Führende europäische Gelehrte des 17. und 18. Jahrhunderts – vor allem Chemiker und Ärzte – teilten die Auffassung und lehrten, daß bei Zersetzungsprozessen organischer Substanzen eine Art *giftigen Miasmas* entstehe, das nicht nur Pflanzen, Tiere und Menschen schädigen, sondern selbst Mineralien angreifen könne. Abdeckereien, Sterbezimmer und Schlachtfelder sollten daher tunlichst gemieden werden.⁶²

5. *Der Kontakt mit fremden Dingen und Menschen*, die gleichsam als „widerartig“ aufgefaßt wurden. Die Iraqw in Tansania bezeichneten Fremde zum Beispiel mit demselben Begriff (*homa*), den sie auch für eine „mystische“ Substanz verwandten, von der sie glaubten, daß sie von außen in den Körper eindringe und krankmache.⁶³ Nach jedem Besuch bei benachbarten Gruppen pflegte man sich daher gründlich zu reinigen. Ebenso verfuhr man mit Gegenständen, die man in der Fremde, beispielsweise auf dem Markt oder in einem Geschäft in der Stadt, erworben hatte, bevor man es riskierte, sie daheim zu benutzen.⁶⁴ Ehefrauen entsprachen, wie ich schon sagte, derselben Kategorie, einschließlich der Dinge, die sie gebrauchten, das heißt mit ihrer Lebenskraft imprägniert hatten. Nahrungsmittel, über die eine Frau, und sei es auch nur aus Unachtsamkeit, hinweggeschritten war, wurden bei Ethnien im Hochland von Neuguinea als quasi verdorben betrachtet; vor allem für die Männer verbot sich ihr Genuß.⁶⁵ Nach Ansicht der Syrjänen, einer finno-ugrischsprachigen Minderheit im Nordosten Rußlands, drohte der Ring einer Deichsel, über die eine Frau gestiegen war, bei der nächsten Fahrt zu brechen; ein Hund, den eine Frau berührt oder überschritten hatte, verlor alle brauchbaren Eigenschaften, insbesondere seinen Geruchssinn.⁶⁶

6. *Der Kontakt mit transzendenten Wesenheiten*. Einen Extremfall an Unverträglichkeit stellte alter Anschauung nach die Berührung eines Lebenden mit Göttern, Geistern und Verstorbenen dar. Dazu kam es allerdings selten – schon weil die Jenseitsmächte die Menschen mieden, da ihnen deren Ausdünstung äußerst zuwider war. Geschah es dennoch einmal, nachts vor allem, zur „Geisterzeit“, hatte das verheerende Folgen: Die Menschen erkrankten entweder gefährlich, fielen ins Koma oder erlitten auf der Stelle den Tod. Manchmal indessen löschten auch *beide* einander aus, gleich kollidierenden Teilchen und Antiteilchen.⁶⁷

Schadensmagische Anschläge schlugen tiefer durch, wenn sie empfindlichere, das heißt „*offene*“ *Körperpartien*, wie Mund, Augen und Genitalien, trafen oder sich wider Menschen richteten, die sich in *kritischen Situationen*, das heißt einem *Übergangszustand* befanden – also Säuglinge und Kleinkinder vor allem,

⁶² Corbin 1984: 28ff.

⁶³ Thornton 1980: 129.

⁶⁴ Müller 1984: 239.

⁶⁵ Vgl. z. B. Strathern 1972: 11, 165f.

⁶⁶ Nalimov 1908: 3f.

⁶⁷ Müller 2002: 59.

Frauen während Schwangerschaft und Geburt, pubertierende Jugendliche, Kranke sowie jeder, der sich auf eine wichtige Unternehmung – die Jagd, eine Handelsreise, die Herstellung einer Medizin, einen Bootsbau oder eine Amtsübernahme – vorbereitete. Allen Fällen war gemeinsam, daß sie *Intimbereiche* der Betroffenen, ihre *Privatsphäre*, betrafen. Insofern galt generell, sich vor allem Unzugehörigen, und namentlich Fremden gegenüber sozusagen *keine „Blöße“ zu geben*.

In der Hauptsache suchte man sich vor derart unwillkommenen, schwächerenfalls verunreinigenden, oft aber eben auch lebensbedrohlichen Antastungen auf folgende Weise zu schützen:

1. Durch *Bedecken* der gefährdeten Körperpartien – beispielsweise durch Tatauierungen, etwa rings um den Mund, durch Gesichtsschleier, Schamschurze und Penishüllen oder indem man die Augen niederschlug, die Hand vor den Mund hielt, im Sitzen die Beine übereinanderschlug und bei Begegnungen draußen im Feld diskret den Blick abwandte.⁶⁸

2. Durch *Absondern* der gefährdeten Personen vor der Außenwelt. Dem diente bereits die übliche dörfliche Topographie, die genau vorschrieb, wer sich gemäß seinem Alter, Geschlecht und Status in welchen Räumen im Haus wie in der Öffentlichkeit bewegen und aufhalten durfte. Dadurch wurden zunächst schon einmal Männer und Frauen, Niedrig- und Hochgestellte, Zugehörige und Nichtzugehörige der unmittelbaren Antastbarkeit entzogen. Mehr aber noch pflegte man Personen in kritischen Zuständen abzuschirmen. Frauen während der Menstruation, Schwangerschaft und Geburt, Brautleute kurz vor der Hochzeit, Kandidaten vor der Amtsübernahme, Kranke, Sterbende und Trauernde separierte man in eigenen Räumlichkeiten oder Hütten, Initianden siedelten in ein „Buschcamp“ außerhalb des Dorfes über, Älteste zogen sich zu geheimen Ratssitzungen und Ritualen ins Männerhaus zurück, Sakralhandlungen fanden in bestimmten Heiligtümern statt, und zu gewissen zentralen Kultfeierlichkeiten begab sich die Gesamtgesellschaft in Seklusion – Fremden war dann der Zutritt zum Dorf strengstens versagt. Es galt, die Intimität und Sensibilität der Vorgänge jeder Berührung, sei es durch Hand, Wort, Blick, Ausstrahlung oder Schattenwurf, zu entziehen. Dazu gehörte auch, daß man Privatangelegenheiten nicht an die Öffentlichkeit trug, geschweige denn Fremden, wie Ethnographen zum Beispiel, Auskünfte intimer Natur, etwa über die Gesundheit und den Genesungsverlauf von Angehörigen, vor allem von Kindern, gab, da sie sozusagen den „Lebensnerv“ der Familie betrafen. Bestenfalls wich man in Andeutungen aus, „verschleierte“ das Gemeinte durch metaphorische Wendungen – oder log auch ganz einfach.⁶⁹

3. Durch die *Kontaktetikette*, deren Funktion war, Personen ungleichen Alters, Geschlechts und Standes, die also stärker voneinander abweichende und daher unverträgliche Vitalkraftkonzentrationen besaßen, *auf Distanz zu halten* oder doch die Begegnung und

⁶⁸ Duerr 1990: 139f., 160, 167ff. Müller 1997: 75, 132.

⁶⁹ Müller 1997: 132ff. 1998: 56f.

erst recht eine Berührung durch rituelle Formalien *hinauszuzögern*, das heißt *gradatim* abzuschwächen. Die üblichen Beispiele bilden Begrüßungen, deren Formalisierung in Wort und Gestus stets mit dem gesellschaftlichen Abstand der Beteiligten wächst – sofern sie nicht überhaupt vermieden werden. In abgelegenen ländlichen Gegenden pflegten sich früher Frauen und Kinder, sobald Fremde der Siedlung nahekamen, entweder in die Hütten zurückzuziehen oder sich draußen im Busch zu verbergen.⁷⁰ Ließ sich eine Begegnung nicht vermeiden, wandten sich auf jeden Fall Frauen mit Säuglingen ab, um das Kind vor dem Blick oder gar der Berührung des Fremden zu schützen.⁷¹ Vor noch nicht allzu langer Zeit herrschten analoge Vorbehalte auch bei dörflichen Bevölkerungen Europas. Sie richteten sich hier nicht zuletzt gegen den Arzt, der damals gewöhnlich noch Städter, also Fremder, war. Da sein Besuch meist körperliche Berührungen einschloß, glaubte man, daß sich der Zustand des Kranken danach nur *verschlimmern* könne. Vor allem zeigte man sich nur höchst ungerne bereit, ihn Kinder sehen, geschweige denn berühren zu lassen.⁷²

Als rein private, ja ausgesprochen intime Angelegenheit wurden früher auch die familiären Mahlzeiten aufgefaßt. Nichtangehörige, mehr aber noch Fremde, waren dabei absolut unerwünscht. Besaßen sie dennoch die Unschicklichkeit, die Familie beim Essen zu stören, gebot zwar die Höflichkeit, sie zur Teilnahme einzuladen, doch nagte dabei der Argwohn, daß sie Neid empfinden und ihre Blicke die Speisen verderben könnten. In Marokko besorgte man, in Gegenwart eines Anwesenden mit leerem Magen etwas zu sich zu nehmen, laufe auf das gleiche hinaus, als wenn man Gift schlucke. Wohl mit aus diesem Grund bangten Sardinier besonders, wenn der Blick eines Gelehrten auf ihr Essen fiel.⁷³ Schließlich den Gipfel unzulässiger Intimkontakte stellte der Sexualverkehr mit Angehörigen fremder Ethnien dar. Die Vitalseelenkräfte besaßen in diesem Fall ein derartiges Maß an Inkompatibilität, daß man dabei einer nahezu weltweit verbreiteten Auffassung nach wenn nicht mit Tot-, so doch Mißgeburten oder mental geschädigten Kindern rechnen mußte.⁷⁴

4. Durch das vereinte Bemühen, keinerlei *emotionale Spannungen aufkommen zu lassen*. Mißgunst, Neid, Feindseligkeit und Haß, „strahlten“, wie schon gesagt, genereller Auffassung nach auf die nähere Umgebung „ab“, konnten krankmachen, ja unter Umständen töten beziehungsweise tödliche Unfälle verursachen. Dem suchte man durch die Ideologie und Beschwörung der *Gemeinsinnigkeit* zu begegnen. Man pflegte die Überzeugung, daß namentlich Blutsverwandte stets Liebe füreinander empfinden – da „jemand dem“, wie ein Autor melanesische Gewährsleute zitiert, „von dem er die Lebensseele empfängt, seiner Natur nach ähnelt“.⁷⁵ Stete Appelle, unter Brüdern, in der Familie, in der Verwandtschaft und Dorfgemeinschaft *Eintracht* zu wahren, trugen zur Stärkung des Ideals bei. Blutsverwandte „standen“,

⁷⁰ Müller 1987: 321.

⁷¹ Müller 1991: 191.

⁷² Seligmann 1922: 131, 310.

⁷³ Müller 2003: 95.

⁷⁴ Müller 1998: 58f.

⁷⁵ Rivers 1920: 51.

wie Einwohner des Eilands Vokeo bei Neuguinea dem australischen Ethnologen Ian Hogbin versicherten, „gemeinsam gegen die Welt, untereinander immer zur Nachsicht bereit, generös, fair, aufrecht, geradsinnig und ehrenhaft“.⁷⁶ Manche, wie die Boran in Südäthiopien, begriffen diese Art Harmoniegebot sozusagen als kategorischen Imperativ, als „geheiligte Verpflichtung“. Zu jeder Gelegenheit schworen sie einander, formelhaft und zur steten Ermahnung, auf den „Frieden der Boran“ ein.⁷⁷ Nicht von ungefähr sind in vielen Sprachen die Begriffe für „Sippe“, „Einklang“, „Liebe“ und „Frieden“ identisch.⁷⁸

5. Durch *Blicktabus*, die insonderheit für Gefährdete und Ungleichgestellte galten. Schwangere sollten zum Beispiel den Anblick alter, absterbender Bäume, brennender Häuser und häßlicher oder verunstalteter Personen meiden, nicht beim Töten von Haustieren anwesend sein oder jemanden sterben sehen. Man fürchtete über den Blickkontakt eine „Infizierung“ des Kindes.⁷⁹ Analoge Vorstellungen erbrachten Untersuchungen in kalifornischen Geburtskliniken – bei Schwangeren und Wöchnerinnen *aller* Gesellschaftsschichten.⁸⁰ Die französische Volkskundlerin Françoise Loux erfuhr noch in den 1970er Jahren in der Normandie, daß dort in einem Dorf „vor kurzem [...] ein Kind mit zerquetschter Nase geboren worden sei, weil seine Mutter die Auslagen eines Fleischers betrachtet habe, in denen Schweinsköpfe ausgestellt waren“.⁸¹ Doch konnten auch ausgewachsene gesunde Männer zu den Gefährdeten zählen, sofern sie jedenfalls so unachtsam waren, ihre klaren Blicke auf eine unreine Frau während ihrer Unpäßlichkeit zu werfen. Das hatte dann nämlich häufig zur Folge, daß ihre Haut runzelig wurde und ihre Haare ergrauten. Unter Umständen büßten sie auch ihr Augenlicht ein.⁸²

Jüngere, Frauen und Niedriggestellte sollten den Blickkontakt mit Älteren, Männern und Höhergestellten meiden, weil es zum einen unstatthaft war, Respektspersonen geradewegs anzusehen, so als stünde man auf derselben Stufe, und zum andern die Gefahr bestand, daß man von der stärkeren Strahlkraft ihres Auges gleichsam angesengt wurde. Die Etikette gebot daher für alle Genannten, in derartigen Situationen den Blick, besser noch den Kopf, gesenkt zu halten, sich zu verneigen, niederzuknien oder, wenn man vor Könige hintrat, sich bäuchlings in den Staub zu werfen. Herrscher selbst beugten vielfach der Gefährdung vor, indem sie bei Audienzen und öffentlichen Auftritten hinter einer Abschirmung saßen, eine Sänfte benutzten, eine Maske oder das Haupt verhüllt trugen.⁸³

6. Durch *Anredetabus*. Jemanden von höherem Stand mit seinem *Namen* anzusprechen, wurde generell als ungebührlich erachtet. Es hätte ihn gleichsam „herabgesetzt“ und zudem eine Intimbeziehung unterstellt, die sich einem Höherrangigen gegenüber verbot. Überdies

⁷⁶ Hogbin 1970: 22.

⁷⁷ Baxter 1965: 65f.

⁷⁸ Müller 1987: 72f.

⁷⁹ Müller 1987: 169, 219f.

⁸⁰ Müller 1999: 23.

⁸¹ Loux 1980: 52f., 62.

⁸² Müller 1987: 224.

⁸³ Müller 1998: 62.

hatte es mit dem Eigennamen noch eine besondere Bewandnis. Während des ersten, der hohen Sterblichkeitsrate wegen immer sehr kritischen Lebensjahres, pflegte man die Kinder zunächst anonym entweder schlichtweg als „Kind“ oder, wie bei den Thonga in Südafrika zum Beispiel, als „unfertiges Wesen“ (*khuna*), ja „Ding“ (*shilo*)⁸⁴, beziehungsweise, wie bei den Chamula in Mexiko (Chiapas), als „Affe“ (*maš*) zu bezeichnen⁸⁵, also als Wesen, die sich noch auf der Vorstufe zum Menschen befinden. Danach, wenn das Überleben gesichert erschien, erhielten sie dann in einer feierlichen Familienzeremonie ihren Namen verliehen. Doch wurde er fortan so gut wie nicht mehr benutzt und blieb nur den engsten Angehörigen bekannt. Statt seiner verwandte man einen zweiten, häufig auch einen Spitznamen oder Umschreibungen. Der ureigene Name nämlich „haftete“ seinem Besitzer gewissermaßen „an“; er wurde, wie der Leibriemen etwa, *ständig* von ihm „getragen“, hatte teil an seiner Lebenskraft, war *Part seiner Persönlichkeit*. Seine Kenntnis hätte die Möglichkeit geboten, magisch Einfluß auf seinen Träger zu nehmen. Ebendarum hielt man ihn, und vor allem Fremden gegenüber, geheim. Er zählte zum *Intimbesitz* eines jeden, den anzutasten niemandem verstattet sein konnte.

Um so mehr galt das gegenüber Höhergestellten – Älteren, Männern, Oberhäuptern und Göttern. Sie mit dem Namen anzusprechen, hätte nicht nur eine Verletzung ihrer Intimsphäre bedeutet, sondern wäre eine Vermessenheit, ein Sakrileg gewesen. Daher pflegten – übrigens auch in Europa noch bis vor gut 100 Jahren – Kinder ihre Eltern niemals zu duzen oder gar mit dem Vornamen, sondern mit „Frau Mutter“ beziehungsweise „Herr Vater“, Gattinnen den Gatten mit „Mann“, „mein Herr“ oder „mein Gebieter“, Niederrangige Höhergestellte mit „Herr“, „Eure Hoheit“, „Majestät“ oder mit dem Titel anzureden. Göttern gegenüber waren entsprechend Respektstitulaturen wie „Herr“, „Gott“, „Allmächtiger“, „Allerbarmer“ usw. üblich. „Der Herr“, heißt es bekanntlich im 5. Buch Mose (5:11), „wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht“ – denn auch Götternamen blieben geheim und waren allein den höchsten Priestern des betreffenden Gottes bekannt, die ihm unter den Menschen am nächsten standen.⁸⁶

Wer von einem Unzugehörigen oder gar Fremden bei seinem Namen genannt wurde, sah sich seiner Intimität beraubt, das heißt öffentlich „*bloßgestellt*“; Respektspersonen mußten sich „*entehrt*“ und „*besudelt*“ fühlen.

Niemand ließ dergleichen gern auf sich sitzen. Anrührungen, sei es durch Körperkontakt, Atem, Ausstrahlung, Blicke, Worte oder Gefühle, wurden im Sinne *substantieller*, quasi korpuskularer Übertragungsprozesse begriffen. Sie hinterließen Ablagerungen auf der Haut. Das konnte als angenehm und stärkend empfunden werden. Handelte es sich jedoch um Vitalkraftosmosen der unverträglichen Art, so daß befindlichkeitsstörende Folgen zu befürchten standen, war *Reinigung* geboten.

⁸⁴ Junod 1912: 56. Vgl. Middleton 1960: 270 (Lugbara, Uganda).

⁸⁵ Gossen 1974: 24.

⁸⁶ Müller 1998: 55f.

Purifizierungen spielten in traditionellen Kulturen, aus den genannten Ängsten heraus, eine eminente Rolle. Sie wurden, je nach Art und Ausmaß der „Beschmutzung“, durch Waschungen, Besprengen und Bäder, Abreiben mit reinigungskräftigen Essenzen, durch Schwitzkuren, Be- und Ausräuchern, Kauterisationen, Aderlässe, künstlich induziertes Erbrechen und verbal durch Beichten vorgenommen. Schon bei subhumanen Primaten, wie Schimpansen zum Beispiel, wurde beobachtet, daß sich die Tiere nach Berührungen mit gruppenfremden Individuen die betreffende Stelle mit einer Handvoll Blätter regelrecht „abschrubben“.⁸⁷

Als besonders bedrohlich empfand man seit alters und in allen Kulturen Kontaminationen mit den Ausdünstungen Sterbender und Toter. In manchen, vor allem prädatorischen Gesellschaften „rissen“ die Hinterbliebenen förmlich „aus“. Sie ließen die Toten einfach liegen, brannten oft auch die Hütte nieder, in der sie verstorben waren, und verlegten das Lager.⁸⁸ Blieb man am Ort, bedeckte man etwa die Stelle, wo der Tote gelegen und sein Leben ausgehaucht hatte, mit einer Schicht aus gewässertem und mit Asche bestreutem Kuhdung. Alles, was sich in unmittelbarer Nähe des Defunkten befunden hatte – sein Trinkwasser, Nahrungsreste, seine Gebrauchsgüter und die Holzkohlen im Herd – wurde entweder verbrannt oder fort in den Busch geworfen.⁸⁹ Auch in Europa lebten vergleichbare Praktiken teils noch bis in die jüngere Vergangenheit fort. Man glaubte etwa, der Dunst der sich auflösenden Lebensseele fräße sich förmlich in allem fest, was der Sterbende berührt und sich in seinem Zimmer befunden hatte – in den Gegenständen, der Bettwäsche und der Tünche der Wände. Alles mußte entsprechend fortgeschafft, vernichtet oder, wie Putz, Anstrich und Tapeten der Wände, erneuert werden.⁹⁰ Im ländlichen Irland konnte noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Bestattung verschoben werden, wenn der Wind an dem dafür angesetzten Tag vom Kirchhof her auf das Dorf zu wehte. In manchen Gegenden entschied überhaupt die jeweils herrschende Windrichtung über die Wahl des Friedhofs. Allerdings konnte sich das auf dem Weg dahin ändern. So kam es unter Umständen vor, daß der Trauerzug sein Ziel mehrfach wechseln mußte und im ungünstigsten Fall bis zu zwei Tagen unterwegs war.⁹¹ Wohl gemerkt: nicht der Verstorbene selbst, sondern der „Partikelstrom“ der vergehenden Lebenskraft wurde gefürchtet.

Hatten Feindseligkeiten die Atmosphäre vergiftet, mußte die für alle gefährliche, krankmachende Situation durch Entspannungs- und Beschwichtigungsmassnahmen bereinigt werden. Das geschah durch öffentliche Schuldbekennnisse, Geschenke und Versöhnungsrituale; den Unmut der Ahnen und Götter suchte man durch Bußübungen und Opfer beizulegen – um die unhaltbaren Verhältnisse, wie Ronald Berndt die Intention derartiger Akte bei den *Aborigines* Australiens wiedergibt, „zurückzuführen zur Normalität“, beziehungsweise die ursprüngliche „Harmonie unter den Verwandten wiederherzustellen“.⁹²

⁸⁷ Waal 1989: 74.

⁸⁸ Scherke 1923: 59, 67, 86, 88.

⁸⁹ Roy 1925: 263, 273. Scherke 1923: 74, 87.

⁹⁰ Corbin 1984: 39f.

⁹¹ Hartmann 1952: 181.

⁹² Berndt 1965: 199, 201.

In Fällen schwerer Schädigungen kam nur mehr sozusagen eine „Totalerneuerung“ der Betroffenen in Betracht. Man unterzog sie dann einer *rituellen Wiedergeburt*: Sie wurden von der Gesellschaft separiert, mimten in der Seklusion ihren Tod – etwa durch weiße Bemalung, Bewegungslosigkeit, in Analogie zur Leichenstarre, Schweigen und Nahrungsverzicht – wurden dann wieder zum Leben erweckt, bemalten sich rot, legten neue Kleider an und erhielten einen neuen Namen, um schließlich, rein und fehlos wie Neugeborene, feierlich in die Gesellschaft reintegriert zu werden.

Wer allerdings, sei es durch wiederholte Fremdkontakte oder notorisches Eigenverschulden, unheilbar infiziert und versehrt schien und insofern eine bleibende Gefahr für alle darstellte, der konnte nur *exkommuniziert*, das heißt mußte für immer aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Entweder tötete man ihn oder trieb ihn fort in die Wildnis. In jedem Fall erlitt er dadurch einen sogenannten „Schlimmen Tod“, was bedeutete, daß er, weil ihm keine rituelle Bestattung zuteil wurde, nicht den Weg ins Totenreich zu den Ahnen fand und sich insofern *niemals mehr reinkarnieren* konnte. Ruhelos irrte er fortan als „Untoter“ im Grenzbereich zwischen den Welten umher. Seine „Besudelung“ hatte ihn auf ewig gezeichnet.

Ich komme zum Schluß. Jeder macht die Erfahrung, daß man ebenso beeinflußt werden kann wie man selbst imstande ist, Einfluß auf andere auszuüben. Das mußte für das Zusammenleben schon immer von elementarer Bedeutung gewesen sein. Offensichtlich schürten Gemütsbewegungen die Einflußströme. Schwangen sie gleich, wurden sie als verbindende Wärme, andernfalls als abstoßende Kälte empfunden. Die Kommunikation schien einem Feld undulrender, nur im engeren Erfahrungsbereich einigermaßen abschätzbarer Wechselwirkungs- oder Kräfteaustauschprozesse zu gleichen.

Um damit umgehen zu können, ohne daß es zu Verstimmungen und Verletzungen, wenn nicht zu Schlimmerem kam, mußten Vorstellungen entwickelt werden, die das Erfahrene und Beobachtete in Beziehung zueinander setzten, den Relationen Regelcharakter verliehen und die Zusammenhänge plausibel begründeten, also *erklärten*. Die Anschauung wie ihre Handlungskonsequenzen, aktiv in gezielte Einflußnahme, passiv in Meidung und Tabuisierung umgesetzt, schlossen sich zum System der *Magie* zusammen, das einer, so Edward Burnett Tylor (1832-1917), der Begründer der englischen Ethnologie, „sorgfältig und systematisch durchgeführten Pseudo-Wissenschaft“⁹³ beziehungsweise, nach der gleichsinnigen Definition James George Frazers, einer *false science* entsprach.⁹⁴

Magie lieferte damit auch die Begründung für die Organisation des sozialen Zusammenlebens, die eben grundlegend auf den Prinzipien der *Distinktion und Distanz* aufbaut, sich entfaltend nach den Oppositionskriterien der Zugehörigkeit und Unzugehörigkeit, Nähe und Ferne, Tiefe und Höhe, Verträglichkeit und Unverträglichkeit. Kontakte in je einem Bereich sind kompatibel und *binden*; dort jedoch, wo sie widereinander geraten, setzt beider Unverträglichkeit

⁹³ Tylor 1873: 134.

⁹⁴ Frazer 1963: 53.

antagonistische, *trennende* Kräfte frei: Berührungen werden als unangenehm und bedrohlich empfunden, erscheinen als Risiko.

Wie tief das sitzt, lehrt ein Blick in die eigene, vermeintlich „aufgeklärte“ Gesellschaft. Die Dame im Seniorenheim bei Frankfurt hielt nur den Atem *anderer* alter Menschen für „giftig“. Eine freundschaftliche Umarmung kann glücklich machen, trösten oder stärken. Bei Fußballern ist sie nur unter den eigenen Leuten üblich, andere werden gefoult. In einem öffentlichen Verkehrsmittel zur „Stoßzeit“ dichtgedrängt mit fremden Menschen zusammenzustehen, ihre Nähe und ihren Atem zu spüren, löst Widerstreben, wenn nicht Widerwillen aus. Heimgekehrt, hat man das Bedürfnis, sich die Hände zu waschen, ja vielleicht auch die Kleider zu wechseln. Nach wie vor bleiben Berührungen, Gespräche und Blickkontakte mit Menschen, die einem nicht nahe stehen, konventionalisiert, bildet Distanz zu wahren die Grundregel von Anstand und Etikette, gelten Aufdringlichkeit als verpönt und Zurückhaltung als Tugend. Sicherlich, mit der Globalisierung und dem Verfall der guten Sitten sinken sich bei Begrüßungen auch Unzugehörige an die Brust und küssen einander wechselweise die Wangen. Ich selbst jedoch, betagt wie ich bin, lasse mich außer von Angehörigen höchstens noch von der Muse gern küssen.

Literatur

- Allwohn, A. (1959): Magie und Suggestion in der Heilpraxis. In: W. Bitter (Hg.): *Magie und Wunder in der Heilkunde*. Stuttgart. 29-50.
- Baxter, P.T.W. (1965): Repetition in certain Boran ceremonies. In: *African systems of thought*. London. 64-78.
- Beattie, J. (1965): *Other cultures: aims, methods, and achievements in social anthropology*. London.
- Bechstein, L. (1974): *Sämtliche Märchen*. Stuttgart.
- Behrend, H. (1987): *Die Zeit geht krumme Wege: Raum, Zeit und Ritual bei den Tugen in Kenia*. Frankfurt a.M.
- Berndt, R.M. (1965): Law and order in aboriginal Australia. In: R.M. Berndt & C.H. Berndt (Hg.): *Aboriginal man in Australia: essays in honour of emeritus professor A. P. Elkin*. London. 167-206.
- Brown, W.A. (1998): Der Placebo-Effekt. In: *Spektrum der Wissenschaft* 1998 (3):68-74.
- Clausen, L. (1969): Behauptung der Magie. In: *Internationales Jahrbuch für Religionssoziologie* 5:141-155.
- Corbin, A. (1984): *Pesthauch und Blütenduft: eine Geschichte des Geruchs*. Berlin.

- Duerr, H.P. (1990): *Intimität*. Frankfurt a.M.
- Eckermann, J.P. (o. J.): *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*. 3 Bde. in 1. Leipzig.
- Elliott, R.C. (1963): Satire und Magie. In: *Antaios* 4:313-326.
- Faithorn, E. (1975): The concept of pollution among the Káfe of the Papua New Guinea highlands. In: R.R. Reiter (Hg.): *Toward an anthropology of women*. New York. 127-140.
- Frazer, J.G. (1963): *The magic art and the evolution of kings*. Bd. 1. London.
- Freud, S. (1974): *Totem und Tabu: einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*. Frankfurt a.M. (S.-Freud-Studienausgabe, Bd. 9).
- Goldziher, I. ²(1971): *Muhammedanische Studien*. 2 Bde. in 1. Hildesheim.
- Gossen, G.H. (1974): *Chamulas in the world of the sun: time and space in a Maya oral tradition*. Cambridge, Mass.
- Griaule, M. (1948): *Dieu d'eau: entretiens avec Ogotemmêli*. Paris.
- Gusinde, M. (1931): *Die Selk'nam: vom Leben und Denken eines Jägervolkes auf der großen Feuerlandinsel*. Mödling bei Wien.
- Haaf, E. (1967): *Die Kusase: eine medizinisch-ethnologische Studie über einen Stamm in Nordghana*. Stuttgart.
- Hartmann, H. (1952): *Der Totenkult in Irland: ein Beitrag zur Religion der Indogermanen*. Heidelberg.
- Heinz, H.-J. (1975): Elements of !ko Bushmen religious beliefs. In: *Anthropos* 70:17-41.
- Hertz, R. (1960): *Death and the right hand*. London.
- Hogbin, I. (1970): *The island of menstruating men: religion in Wogeo, New Guinea*. Scranton.
- Izutsu, T. (1956): *Language and magic: studies in the magical function of speech*. Tokyo.
- Jores, A. (1959): Magie und Wunder in der Medizin. In: W. Bitter (Hg.): *Magie und Wunder in der Heilkunde*. Stuttgart. 133-139.
- Junod, H.A. (1912): *The life of a South African tribe*. Bd. 1. Neuchatel.

- Karsten, R. (1923): *Blood revenge, war and victory feasts among the Jibaro Indians of eastern Ecuador*. Washington.
- Karsten, R. (1935): *The head-hunters of western Amazonas: the life and culture of the Jibaro Indians of eastern Ecuador and Peru*. Helsingfors.
- Kretschmer, W. (1966): Magie und Naturwissenschaft – Franz Anton Mesmer, Arzt und Magier. In: *Antaios* 7:405-426.
- Krige, Eileen J. & Jacob D. Krige. ³1947: *The realm of a rain-queen: a study of the pattern of Lovedu society*. London.
- Loux, F. (1980): *Das Kind und sein Körper: Volksmedizin, Hausmittel, Bräuche*. Frankfurt a.M.
- Mair, Lucy P. (1969): *Magie im Schwarzen Erdteil*. München.
- Maple, E. (1971): *Superstition and the superstitious*. London.
- Marushiakova, E. et al. (2005): *Dienstleistungsnomadismus am Schwarzen Meer: Zigeunergruppen zwischen Symbiose und Dissidenz*. Halle.
- Middleton, J. (1960): *Lugbara religion: ritual and authority among an East African people*. London.
- Mills, J.P. (1922): *The Lhota Nagas*. London.
- Mörner, B. (1924): *Tinara: die Vorstellungen der Naturvölker vom Jenseits*. Jena.
- Müller, K.E. (1984): *Die bessere und die schlechtere Hälfte: Ethnologie des Geschlechterkonflikts*. Frankfurt a.M.
- Müller, K.E. (1987): *Das magische Universum der Identität: Elementarformen des sozialen Verhaltens; ein ethnologischer Grundriß*. Frankfurt a.M.
- Müller, K.E. (1987a): Sterben und Tod in Naturvolkkulturen. In: H. Becker et al. (Hg.): *Im Angesicht des Todes: ein interdisziplinäres Kompendium*. Bd. 1. St. Ottilien. 49-90.
- Müller, K.E. (1991): Die Apokryphen der Öffentlichkeit in geschlossenen Gesellschaften. In: *Sociologia Internationalis* 29, 2:189-205.
- Müller, K.E. (1996): *Der Krüppel: Ethnologia passionis humanae*. München.
- Müller, K.E. (1997): *Der gesprungene Ring: wie man die Seele gewinnt und verliert*. Frankfurt a.M.

- Müller, K.E. (1998): Das Geheimnis in traditionellen Gesellschaften. In: A. Spitznagel (Hg.): *Geheimnis und Geheimhaltung: Erscheinungsformen, Funktionen, Konsequenzen*. Göttingen. 55-66.
- Müller, K.E. (1999): Siebenmal Aberglauben. Definitionsversuche. In: *DU* 692:22-23.
- Müller, K.E. (2001): *Wortzauber: eine Ethnologie der Eloquenz*. Frankfurt a.M.
- Müller, K.E. (2002): *Die gespenstische Ordnung: Psi im Getriebe der Wissenschaft*. Frankfurt a.M.
- Müller K.E. (2003): *Nektar und Ambrosia: kleine Ethnologie des Essens und Trinkens*. München.
- Müller, K.E. (2004): *Der sechste Sinn: ethnologische Studien zu Phänomenen der außersinnlichen Wahrnehmung*. Bielefeld.
- Muller, J.-C. (1971): Pouvoir mystique, sorcellerie et structure sociale chez les Rukuba (Benue-Plateau State, Nigeria). In: *L'Homme* 11:71-111.
- Nalimov, V. (1908): Zur Frage nach den ursprünglichen Beziehungen der Geschlechter bei den Syrjänen. In: *Journal de la Société Finno-Ougrienne* 25:1-31.
- Nemec, H. (1976): *Zauberzeichen: Magie im volkstümlichen Bereich*. Wien.
- Paracelsus (1926): Über das Ens der Geister. In: Paracelsus: *Sämtliche Werke*, hg. von Bernhard Aschner. Bd.1. Jena. 46-54.
- Pechuël-Loesche, E. (1907): *Volkskunde von Loango*. Stuttgart.
- Piaget, J. (1980): *Das Weltbild des Kindes*. Frankfurt a.M.
- Rivers, W.H.R. (1920): The concept of „soul-substance“ in New Guinea and Melanesia. In: *Folk-Lore* 31:48-86.
- Röhrich, L. (1980): Der Tod in Sage und Märchen. In: G. Stephenson (Hg.): *Leben und Tod in den Religionen: Symbol und Wirklichkeit*. Darmstadt. 165-183.
- Roscoe, J. (1923): *The Bakitara of Banyoro*. Cambridge.
- Roy, S.C. (1925): *The Birhors: a little known jungle tribe of Chota Nagpur*. Ranchi.
- Scherke, F. (1923): *Über das Verhalten der Primitiven zum Tode*. Langensalza.
- Schindel, L. (1967): Placebo und Placebo-Effekte in Klinik und Forschung. In: *Arzneimittel-Forschung* 17, 7:892-918.

- Schlee, G. (1979): *Das Glaubens- und Sozialsystem der Rendille, Kamelnomaden Nord-Kenias*. Berlin.
- Schmidt, K.D. (1965): Germanische und germanisch-christliche Geschichtstheologie. In: W. Lammers (Hg.): *Geschichtsdenken und Geschichtsbild im Mittelalter: ausgewählte Aufsätze und Arbeiten aus den Jahren 1933 bis 1959*. Darmstadt. 76-90.
- Schopenhauer, A. (o. J.): Animalischer Magnetismus und Magie. In: A. Schopenhauer: *Über den Willen in der Natur: eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat*. (A. Schopenhauers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Bd. 6). Stuttgart. 323-350.
- Seligmann, S. (1922): *Die Zauberkraft des Auges und das Berufen: ein Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens*. Hamburg.
- Simpson, C. (1955): *Adam in plumes*. Sydney.
- Stemplinger, E. (1919): *Sympathiegläubere und Sympathiekuren in Altertum und Neuzeit*. München.
- Strathern, M. (1972): *Women in between: female roles in a male world; Mount Hagen, New Guinea*. London.
- Thiel, Josef F. (2001): *Jahre im Kongo: Missionar und Ethnologe bei den Bayansi*. Frankfurt a.M.
- Thornton, R.J. (1980): *Space, time, and culture among the Iraqw of Tanzania*. New York.
- Tradicionnoe mirovozzrenie (1989): *Tradicionnoe mirovozzrenie tjurkov južnoj Sibiri: čelovek, obščestvo*. Novosibirsk.
- Waal, F. de (1991): *Wilde Diplomaten: Versöhnung und Entspannungspolitik bei Affen und Menschen*. München.
- Walker, D.E. Jr. (1967): Nez Perce sorcery. In: *Ethnology* 6:66-96.
- Werner, H.² (1933): *Einführung in die Entwicklungspsychologie*. Leipzig.
- Whiting, B.B. (1977): Paiute sorcery. Sickness and social control. In: D. Landy (Hg.): *Culture, disease, and healing: studies in medical anthropology*. New York. 210-218.

Prof.Dr.phil. Klaus E. Müller
 Jahnstr. 9
 65451 Kelsterbach